

Literatur des Auslandes.

N^o 75.

Berlin, Freitag den 23. Juni

1837.

England.

Die Missionen in der Südsee. Zweiter Artikel. *)

Von den Schwierigkeiten, womit die Missionäre in der Südsee bei ihren wohlthätigen Unternehmungen zu kämpfen hatten, mögen die Leser sich aus folgendem Bericht von ihrer ersten Landung auf Mangaia einen Begriff machen. Die Insel Mangaia gehört zum Hervey-Archipel, und Williams war eigentlich auf der Fahrt nach der von den Missionären neu entdeckten Insel Karotonga begriffen, als Wind und Strömung ihn seitwärts nach Mangaia trieben. Er sagte den Entschluß, sein Beteuerungswort hier anzufangen. Durch das Mißgeschick seiner Vorgänger belehrt, gebrauchte Williams zum Beginn seines Wertes belehrte und der Volkssprache kundige Eingeborne, eine Art Laienbrüder in der Missionsgesellschaft, die man für diesen Zweck erzog und unterrichtet hatte. Da der christliche Glaube schon seit langer Zeit auf der Gruppe von Taheiti und auf den Freundschafts-Inseln herrschend und der Dialekt, welchen man hier, und auf den Hervey-Inseln spricht, ein und derselbe ist, so fehlte es Herrn Williams keinesweges an brauchbaren Subjekten für seine Zwecke. Ein Umstand jedoch darf Wunder nehmen: daß nämlich die zum Beteuerungswort ausgesendeten Eingeborenen in der Regel ihre Weiber mitnehmen und solchergestalt das größte Hinderniß ihrer Thätigkeit selbst mit umherschieben. Darin folgen sie aber nur dem Beispiel, welches ihnen die Englischen Missionäre geben, denn auch diese versorgen sich in der Regel, bevor sie England verlassen, mit dieser eben so unnützigen, als ungehörigen Begleitung. Zu was für Unannehmlichkeiten dieses führt, davon machte Herr Williams bald eine Erfahrung. Nachdem man nämlich eine Zeit lang an der Küste von Mangaia gelegen und viel vergebliche Versuche gemacht hatte, die Häuptlinge der Insel an Bord des Fahrzeuges zu locken, wurde beschloffen, zwei von den Predigern, die man von den Freundschafts-Inseln mitgebracht hatte, sollten mit ihren Weibern ans Land gehen und alsobald das gottselige Wort beginnen. — „Die Wilden standen am Ufer mit gezückten Speeren und drohenden Geberden und schienen sich durchaus der Landung widersetzen zu wollen; als man ihnen indeß vom Schiffe her zurief, sie möchten die Waffen bei Seite legen, thaten sie's, und unsere Leute stiegen ans Ufer. Alsobald fiel man von allen Seiten über sie her und legte Hand an ihre Person, an ihr Eigenthum, an Alles, was sie mitgebracht hatten. Einem von den Bootleuten rissen die Wilden eine Säge aus der Hand, zerbrachen sie in drei Stücke und banden sie zum Schmutz an ihre Ohrlappen. Eine Schwachtel voll Hauben, die zu Geschenken für die Weiber der Eingeborenen bestimmt war, wurde ins Wasser geworfen und ans Land geschleppt. Ihrer zwei stahlen jeder einen Pfosten von einem Bettgestell und rannten spornstreichs mit ihrer Beute davon. Sie bemächtigten sich einer Anzahl Bambusstörbe mit Kolosnüsseln und gossen es einander so reichlich über die Köpfe, daß sie über und über davon triefen und die Sonne sich ordentlich in ihrer Haut spiegelte. Es befanden sich unter anderen zwei Schweine auf dem Schiffe, dergleichen Thiere man auf der Insel noch nie gesehen; ein Häuptling ergriff sie, warf seine Kleider ab und zog sie den Schweinen an; darauf sendete er die Thiere, in die Insiguen seiner Würde gekleidet, seinen Götzen als ein Opfergeschenk. Aber schlimmer als dies Alles war ihr Benehmen gegen die armen Weiber der Prediger, die in den Wald fortgeschleppt wurden und gewiß das Außerste erlitten hätten, wäre nicht zu ihrer Rettung vom Schiffe her eine Kanone abgefeuert worden. Darüber ergriff die ganze Horde vor Schrecken die Flucht, und wir sendeten gleich ein zweites Boot aus, um unsere Leute zurück aufs Schiff zu bringen. Sie waren nämlich jugerichtet: die Mützen und Hauben waren ihnen von den Köpfen gerissen; durch Wasser, Kotz und Schlamm hatte man sie geschleift; die Röcke und Kleider hingen ihnen in Fetzen um den Leib. Papeiba machte dem einen Häuptling, der sich auf unserem Schiffe befand, heftige Vorwürfe über seine Treulosigkeit, daß er sie erst aufgefodert, ans Land zu gehen, und sie dann so habe behandeln lassen. Papeiba sagte ihmerner, er selbst und seine Landsleute hätten selber von dem wahren Gotte und von der Erlösung durch Jesum Christum nichts gewußt; es seyen Christen aus England gekommen, sie davon zu unterrichten, und jetzt möchten sie die Kenntniß dieser glücklich machenden Wahrheit auch ihren anderen Brüdern mittheilen; darum seyen sie gekommen. Der Häuptling weinte und betheuerte, wie leid es ihm thue; aber auf seiner Insel seyen „alle Häupter gleich hoch“; sein

Ansehen reiche nicht hin, ihnen Schutz zu gewähren, und obwohl er sehr wünsche, sie möchten bleiben, so müsse er ihnen doch rathe, nicht wieder ans Land zu gehen. Allerdings hatte dieser Häuptling sein Mißliches gethan, die Ankömmlinge vor Mißhandlungen zu schützen, auch eine der Frauen aus äußerster Lebensgefahr gerettet, während ihr Mann unter den Händen der Wilden am Boden lag und ihr nicht helfen konnte. Unser wackerer Prediger Papeiba hätte auch beinahe ein schlimmes Ende genommen; sie hatten ihm eine Tiputa *) über den Kopf geworfen und fingen an, die Enden umzudrehen, um ihn zu erschöpfeln; er hatte aber noch so viel Geistesgegenwart, die Hand und den Arm durch die Halsöffnung zu stecken, so daß seine Kehle frei blieb.“

Die Missionäre waren durch diesen ersten Empfang entmutigt und verließen die Küste, ohne darum ihren Plan aufzugeben. Einige Zeit hernach wurden zwei eingeborene Prediger, wohlweislich ohne Weiber, nach Mangaia gesendet, und ihre Beredsamkeit wirkte so glücklich, daß man nach vier Jahren schon fünfhundert Christen auf der Insel zählte. Andere eingeborene Prediger wurden ihnen nachgesendet, und endlich verflüchteten sich die Missionäre selbst an Ort und Stelle, durchzogen die Insel, führten Gespräche mit den Häuptlingen, die noch bei dem Götzendienste verharrten, und brachten nach und nach Alle dahin, dem christlichen Gottesdienste in einer neuerbauten Kapelle beizuwohnen. Im Jahre 1831 hatte sich die Zahl der Bekenner verdreifacht, und jetzt ist vielleicht kein Götzdiener mehr auf der Insel zu finden.

Die Geschichte der Mission auf Karotonga ist von noch größerem Interesse. Zwei Eingeborene von Karotonga waren früher einmal in ihrem Kanoe nach den Freundschafts-Inseln verschlagen und dort zum Christenthum bekehrt worden; diese Beiden führte Williams mit sich und rechnete in hohem Grade auf ihre Mitwirkung. Der Anfang indeß war hier eben so ungünstig, wie auf Mangaia. Man sendete, wie gewöhnlich, die beiden eingeborenen Prediger sammt ihren Weibern voraus ans Land, und König Mafea, der einen Theil der Insel beherrschte, nahm sie sehr günstig auf. „Aber wie groß war unser Erstaunen und unsere Betrübniß, als am anderen Morgen die Prediger mit ihren Frauen wieder an Bord kamen und von der schrecklichen Behandlung erzählten, die ihnen die Nacht über widerfahren war. Die Weiber namentlich konnten gar nicht genug klagen, und ihr ganzes Aussehen, ihre zerfetzten und beschmutzten Kleider gaben dessen hinlänglich Zeugniß. Nämlich am Abend zuvor war ein anderer mächtiger Häuptling, der seit kurzem den größten Theil der Insel erobert hatte, mit vielen Begleitern eingetroffen und wollte durchaus eine von den Predigerfrauen als sein Weib mit nach Hause nehmen. Neunzehn Weiber hatte er schon, diese sollte die zwanzigste und die Fürstin seines Serails werden. Sie verdankte ihre Rettung nächst Gott einer Mahme des Königs Mafea, die Tapairiu hieß und bei ihren Landsleuten sehr viel galt. Dieses unerschrockene Weib bot Vorstellungen, Bitten, Thränen und, da Alles nichts half, endlich Gewalt auf, um ihre Freundinnen zu retten. Die Häuptlinge wünschten übrigens sämmtlich und baten sehr darum, daß die beiden Prediger bei ihnen bleiben sollten: „Es wird recht gut seyn“, sagten sie, „daß die Männer bei uns sind, uns Gottes Wort zu lehren, und die Weiber kann der König behalten.“

Schon war man im Begriff, auch hier die Mission aufzugeben, als Papeiba, ein von der Insel Rajatea gebürtiger Konvertit, sich erbot, auf Karotonga zu bleiben, wosfern Williams ihm einen Andern zum Beistand schicken wolle. Zu Gesellschaftern behielt er überdies die beiden vorher erwähnten Karotonganer, die sich sehr freuten, wieder unter ihren Landsleuten wohnen zu können, wenn diese auch Götzendiener waren. Papeiba sah wohl voraus, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen haben würde, aber er war voll Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten. Mit einem für viele Missionäre freilich unnachahmlichen Muth ging er ans Land, sein neues Testament und ein paar Elementarbücher in den Händen. „Man führte ihn in das Haus des alten Mafea; so hieß nämlich der Vater des gegenwärtigen Königs, der mit dem Sohne gleichen Namen führte. Eine Menge Volkes zog hinter ihnen her mit wildem Geschrei. Der Eine sagte, ich will seinen Hut haben, der Andere, seine Jacke, der Dritte, sein Hemd; aber sie führten ihre Drohung nicht aus, denn der alte Häuptling erhob sich und rief: „Sprich zu uns, Du fremder Mann, damit wir erfahren, was Du hier verrichten willst.“ Papeiba erwiderte, er sey gekommen,

*) Nach John B. Williams. Vgl. Nr. 60 des „Magazins“.

*) Ein Kleidungsstück, ungefähr wie der Spanische Poncho beschaffen; ein bloßes Stück Zeug, etwa 3 Ellen lang und eine Elle breit, das über Brust und Rücken herunterhängt, während der Kopf oben durch eine Oefnung gesteckt wird.

sie zu unterrichten in der Lehre von dem wahren Gott und von dem Wege zur ewigen Seligkeit durch Jesum Christum, Gottes Sohn; damit auch sie thun sollten, wie die Bewohner von Tahiti und vielen anderen Inseln, und ihre Götzenbilder verbrennen, die sie sich von Holz, von Stein und Vogelfedern gemacht, und denen sie den Namen von Göttern gegeben. Kaum war das Wort gesprochen, so brach die ganze Menge in einen Ruf des Schreckens und des Abscheus aus: „Was? unsere Götter sollen wir verbrennen? Was sollen wir dann für Götter haben? Was sollen wir machen, wenn wir keine Götter haben?“ — Papeiha verlor indeß den Mut nicht. Einige Eingeborne ließen sich bewegen, dem täglichen Gebete in seiner Familie beizuwohnen; an den Sonntagen fanden sich wohl zwanzig Zuhörer ein, und allmählig wuchs die kleine Gemeinde an Zahl. Es kostete oft einen harten Kampf, bevor der Glaube an die neue Lehre das Heidenthum überwand. Der Konvertit war wohl überzeugt, daß seine Götter schlechte Götter wären, aber er wagte doch nicht, sie zu verbrennen, „sonst würden sie ihn in der Nacht erdroffeln.“ Es hielt ungemein schwer, sie darauf zu bringen, daß ihre Götzen bloße todte Holzstücke wären, ohne Verstand und ohne Macht; waren sie aber davon erst überzeugt, so ging die weitere Befehrung schnell von Statten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäsar's.

(Schluß.)

Folgende auf Cäsar Bezug habende Schilderung giebt zugleich ein interessantes Bild von der Laufbahn Napoleon's seit der Epoche des Konsulats.

„Cäsar“, sagte Napoleon, „kam im Oktober 43 vor Chr. von Spanien nach Rom zurück, und im März des Jahres 44 wurde er ermordet. Er war also ein halbes Jahr Herr der Welt. Der Senat legte ihm den Namen Imperator bei, ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit, und er trug seitdem immer eine Lorbeer-Krone und die Toga des Triumphators an feierlichen Tagen. Er kreierte eine große Zahl Senatoren und Patrizier, er reformirte den Kalender, ließ den Anfang zur Anfertigung von Gesetzbüchern machen, ließ eine General-Karte des ganzen Reichs und statistische Nachrichten der einzelnen Provinzen vorbereiten, entwarf Pläne zur Verichönerung Roms durch mehrere großartige Bauten; er beauftragte Varro mit der Anlegung einer großen Bibliothek, gab Pläne an zur Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, zur Grabung eines neuen Bettes für den Tiber von Rom bis zum Meere, zur Erbauung eines Hafens für die größten Schiffe in Ostia; er sandte Kolonien nach Karthago und Korinth und sprach von der Durchstechung der Landzunge von Suez. Er begnadigte die Pompejaner und berief die vornehmsten Patrizier zu hohen Aemtern. Hierbei folgte er seinem angeborenen Edelmuthe, der in solchen Dingen mit der gesunden Politik in vollkommenem Einklange war. Er hatte durch die Volks-Partei über Pompejus und die Patrizier gesiegt. Nach der Schlacht von Pharsalus erhoben die Volks-Partei und die alten Soldaten Ansprüche, die Cäsar erschreckten, und daher neigte er sich zu den vornehmen Familien, die ihm gegen jene lauten Förderer beistanden. Eine Aristokratie besteht bei den Völkern immer. Ist sie nicht mehr beim geborenen Adel, so tritt sie bei der reichen Mittelklasse hervor, und hat man sie auch hier vernichtet, so flüchtet sie zur arbeitenden Klasse und zum Pöbel. Der Fürst gewinnt also, wenn er die Aristokratie wieder auf ihren natürlichen Standpunkt zurückführt, indem er alte Familien nach den neuen Grundsätzen wiederherstellt. Besonders dem weltbeherrschenden Rom war es nöthig, sein Uebergewicht durch den Zauber zu zeigen, welcher mit den Namen Scipio, Metellus, Claudius und Fabius verbunden war.“ — Napoleon giebt darauf die Parallele und den indirekten Versuch, seine Politik zu vertheidigen, durch folgende Worte weiter: „Während der große Mann sich bereitete, seine weitläufigen Pläne auszuführen, schürzten diejenigen Aristokraten, denen er das Leben rettete, den Anschlag gegen das seinige. Brutus war ein strenger Stoiker, daher erlaubte er sich keine Nachsicht gegen Cäsar, obgleich dieser ihn sehr liebte und ihm zweimal das Leben gerettet hatte. In den Griechischen Schulen wurde er mit der Ansicht vertraut, daß es kein Verbrechen, sondern eine Pflicht sey, jeden Mann zu ermorden, der über den Gesetzen stehe. Ein solcher Mann war Cäsar; er beherrschte die Römische Welt ohne Beschränkung durch einen Senat, denn sein Senat war nur sein Senat, ein Schein-Senat. Es konnte auch nicht anders seyn, nachdem Sulla und Marius durch ihre Proscriptionen die Verfassung über den Haufen geworfen, nachdem Pompejus die Siege verlor, nachdem fünfjähriger Bürgerkrieg die Ordnung der Dinge verändert hatte; Italien war voll von Veteranen, die ihrem General anhängen, die Republik aber nicht kannten; von jenem erwarteten sie Alles, von dieser gar nichts. Wie konnten bei solchem Stande der Dinge die beratshschlagenden Versammlungen herrschen? Nur die Person Cäsar's konnte eine Bürgschaft für die Fortdauer der Römischen Welt Herrschaft und der Ruhe aller Bürger-Klassen seyn; seine Autorität war demnach legitim.“

Diese Worte sprechen für sich selbst; es ist eine schöne Dialektik, den Schritt zu rechtfertigen, durch den ein glücklicher Soldat das behörte Volk zum Narren, die Aristokratie als ein Werkzeug gebraucht, um sich selbst auf einen hohen Thron zu schwingen und von da aus die Völker mit dem fluchwürdigsten Despotismus, mit Despotismus des Schwertes, zu beherrschen. Unglücklich ist das Land, welches durch schreckliche Konvulsionen so zerrissen ist, in welchem alle Stände so in ihren Rechten und Pflichten gestört sind, daß man am Ende froh seyn muß, sich einer demüthigenden Lüge hingeben zu dürfen; glücklich ist die Welt, daß die Männer selten sind, welche durch Thaten und

Täuschungen sich zu der Behauptung berechtigt glauben, daß der verwirte Zustand ihres Vaterlandes sie zur Usurpation verpflichte.

Ehe wir Abschied von diesem Buche nehmen, müssen wir noch einen Auszug von Napoleon's Kritik über das zweite Buch der Aeneide geben; man wird daraus erkennen, daß N. nicht bloß ein großer General und Herrscher war, sondern daß er auch alle Fähigkeiten besaß, der Mitarbeiter einer literarischen Zeitschrift zu seyn.

„Das zweite Buch der Aeneide“, sagt er, „gilt für den schönsten Theil des ganzen Epos; von Seiten des Stils geben wir's zu, nicht aber von Seiten des Inhalts. Das hölzerne Pferd mag eine Volks-Mythe gewesen seyn, aber sie ist lächerlich und eines epischen Gedichtes ganz unwürdig. In der Iliade finden wir dergleichen nicht, dort ist Alles dem Gange des Krieges angemessen. Ist's möglich, daß die Trojaner solche Thoren waren, nicht ein einziges Fischerboot nach der Insel Tenedos zu schicken, um zu erfahren, ob die tausend Schiffe der Griechen dort liegen oder sich wirklich entfernt haben? Ja, man konnte Tenedos von Ilium's Thürmen aus überschauen. Kann man ferner glauben, daß Ulysses und die Blüthe der Griechen so dumm seyn werden, sich in ein hölzernes Pferd einzuschließen, d. h. sich an Händen und Füßen gebunden ihren unversöhnlichsten Feinden auszuliefern? Angenommen, es waren nur hundert Krieger darin, so müßte das Gewicht des Pferdes ungeheuer gewesen seyn, und man hätte es nicht an einem Tage von der Seebrüste zur Stadt bringen können, da man noch dazu zwei Flüsse zu überschreiten hatte. Die ganze Episode des Sinon ist unwahrscheinlich und abgeschmackt; die poetischen Schönheiten und die Wohlredenheit des Sinon mildern die Abgeschmacktheit nicht. Und doch muß das Pferd noch denselben Tag nach Troja gebracht worden seyn, denn länger wäre es dem Griechenheer noch unmöglicher gewesen, sich in der Nähe verborgen zu halten. Die schöne Scene des Laokoön empfiehlt sich selbst, aber die Thorheit der Trojaner wird durch sie nicht entschuldigt; sie hätten das Pferd einige Tage auf seinem Platze stehen lassen müssen, bis sie sich von dem Abzuge des Feindes überzeugt hätten. Die im Pferde eingesperrten Krieger blieben darin, bis die Flotte, welche Tenedos nur bei finsterner Nacht verlassen konnte, die Truppen wieder ans Land gefehrt hatte; dies kann erst des Morgens ein Uhr geschehen seyn, um diese Zeit erst schloßen alle Schildwachen, und Sinon konnte die Thüren des Pferdes öffnen. Diefemnach muß die ganze Zerstörung Troja's welche das zweite Buch der Aeneide ausfüllt, zwischen ein Uhr und Sonnenaufgang bewerkstelligt worden seyn. Wie abgeschmackt! Troja nehmen, zerstören und verbrennen brauchte man nicht weniger als vierzehn Tage! Troja hatte eine Aemee, die nicht davon-lief und sich demnach wohl auch in den Palästen der Stadt vertheidigte. Aeneas wohnte beim Vater, eine halbe Stunde von der Stadt, und wurde erst durch den Geist Hektor's von der Einnahme und dem Brande der Stadt in Kenntniß gesetzt. Wäre das Haus des Anchises zwei Stunden weit gewesen, so müßte der Lärm der Kämpfer und die Hitze des Brandes der ersten Häuser schon Menschen und Thiere aufgeweckt haben. Hätte Homer die Einnahme Troja's behandelt, er würde sie nicht wie die Eroberung eines Forts besungen haben; er würde wenigstens acht Tage und acht Nächte dabei verweilen. Beim Lesen der Iliade wird man stets fühlen, daß Homer mit dem Kriegsdienste vertraut war und nicht, wie seine Ausleger sagen, sein Leben in den Schulen zu Chios zubrachte; beim Virgil erkennt man aber gleich das Werk eines Schulmannes, der das praktische Leben nicht kennt. Man hat Mühe, zu begreifen, was Virgil dazu bewog, die Wegnahme, Verbrennung und Plünderung Troja's in ein paar Stunden beginnen und beendigen zu lassen. Ja, er läßt in dieser kurzen Zeit die gemachte Beute in Vorrathsbäusern zusammentragen. Das Haus des Anchises muß sehr nahe gewesen seyn, da während der wenigen Stunden Aeneas immer in der Stadt mitkämpft und doch mehrmals nach Hause läuft. Scipio brauchte siebzehn Tage, das von seinen Einwohnern verlassene Karthago zu verbrennen. Moskau, das größtentheils aus hölzernen Häusern bestand, brannte elf Tage. Troja war gewiß eine große Stadt, denn die Griechen hatten 100,000 Mann und versuchten nicht, es einzuschließen. Und doch findet Aeneas bei seiner Rückkehr nach Ilium in derselben Nacht:

Custodes lecti Phoenix et dirus Ulysses
Praedam asservabant: huc undique Troja gaza
Inensis erepta adytis, mensaeque deorum
Crateresque auro solidi, captivaquo vestis
Congeritur.

Also in drei Stunden kommt Aeneas nach Troja, sieht alle Gefechte mit, vertheidigt die Burg des Priamus, geht wieder zurück, Kreusa zu suchen, kommt wieder und findet die ganze Stadt vom Feinde besetzt und verbrannt und die Magazine mit der Beute schon verschlossen. So darf kein Epiker verfahren, und so verfährt auch Homer nicht in der Iliade; das Tagebuch des Agamemnon hätte nicht genauer seyn können in Zeit und Raum, wie dieses Meisterwerk ist.“

Die Feste in Fontainebleau.

(Schluß.)

Um in die Stadt Fontainebleau zu kommen, mußte man durch das Zeltlager, das von zwei schönen Infanteries und Artillerie-Regimentern bewohnt ist. Rechts vom Wege ruben die Kanonen zwischen zwei Nasen-Quirlanden, welche die eisernen Ketten vertreten; vor dem Lager haben die Artilleristen eine Redoute von Erde errichtet, nach der Schnur, nach dem Zirkel, nach allen Regeln der Kunst, und man kann sich denken, ob dieser Schand der Artilleristen den Meid ihrer Nachbarn, der Karabiniers, erregte. Wer von einem Lager spricht, spricht auch von Gärten, von Triumphbögen, von schönen sandbestreuten Gassen, von unschuldigen Redouten, von einem Waffengerüst. Wie sollen aber

die Karabiniers mit den Artilleristen wetteifern können? Es sind gar geschickte, sinnreiche Leute, die Karabiniers vom sechsten Regiment; zwar wissen sie nichts von der Kunst ihrer Nachbarn, Forts zu errichten, Gräben zu graben, dem Rasen tausend verschiedene Formen zu geben; dagegen haben sie den Geist und die Phantasie für sich, sie besitzen die feinen Devisen und die Kunst, einen Ladeschock, einen alten Czako, ein verrostetes Bajonnet, einen Degengriff hübsch anzubringen. Alles ist ihnen gut, um ihre Treppe zu errichten, Trommeln, Trompeten, Feldmützen; das Ganze ist mit Moos bedeckt, auf dem Moos sind elegante Devisen mit Blumen gezeichnet, und ganz oben flattern vorn und hinten tausend dreifarbigte Fähnchen; laßt sie nur machen, die Phantasie nimmt es mit der Wissenschaft auf und der Witz mit dem Genie, der Karabinier braucht den Artilleristen nicht zu beneiden. Es war Mittag vorüber, und das ganze Lager der Karabiniers war noch mit der Verschönerung ihres Werkes beschäftigt. Unter dieser Menge von jungen Offizieren im Morgen-Negligé, den Czako auf dem Kopf, die Hüfte in Sammet-Pantoffeln, die eine geliebte Hand geliebt, halb wie Soldaten aussehend in militärischer Entbehrung, in alten Kleidern, halb wie Stutzer in städtischem Luxus und feiner Wäsche, bemerkte ich auch einen meiner Bekannten, der mich auf der Stelle sieht und ruft, an mein Pferd springt, mich herabdrückt, mich umarmt, seinen Kameraden vorstellt und mich in sein Zelt schleppt, um mit ihnen zu frühstücken, natürlich nicht, ohne mich vorher gefragt zu haben, ob ich mit ihrem Waffengerüst zufrieden sey.

Das Zelt des Unter-Lieutenants, meines Freundes, ist höchst malerisch gelegen zwischen der Orleans- und der großen Mecklenburger-Straße. Ein doppeltes Bett nimmt den Raum des Zeltes ein; ein Tisch, ein paar Feldstühle, eine Flasche, die bald als Flasche, bald als Leuchter dienen mußte, Wasser und Wein, Feuer und Rauch, ein Brett, auf welchem zwei Degen liegen, eine Bürste, ein Rasirmesser ohne Griff, Englische Wische, eine Flasche Eau-de-Cologne, ein Schachspiel, die Peloton-Schule und einige zerstreute Bände von Molière, das ist das Mobiliar des Zeltes. In wenigen Minuten füllte sich das Zelt mit einer Menge junger Leute voll Witz und Laune, und das Frühstück begann. Man sprach von Allem, von Versen und Prosa, von Krieg und Frieden, von Kleidern und Epauletten, ohne die Liebes-akentener zu vergessen, und das Theater und die schönen Schauspielerinnen und die Abendfeste und Fräulein Mars, deren Schleiern man im Winde flattern gesehen. Da gab es nichts als Lust und Lachen — ein Oberst, ja selbst ein Marschall von Frankreich mußte es beneiden. Diesen Tag besonders war das ganze Corps der jungen Offiziere mit einem kriegerischen Madrigal beschäftigt, das Einer von ihnen zu Ehren der Prinzessin Helene gemacht hatte. Es war eine witzige, geistreiche Idee in diesem Madrigal. Es handelte sich um eine Parallele zwischen der schönen Helene von Troja, die so viel Zwietracht gestiftet, und der jungen Herzogin. Die Verse waren gut gedacht und in hübschen Worten, Herr Delavigne selbst hätte keinen Anstand genommen, sie zu unterzeichnen. Nur hatten die Beiliegenden bei dieser Poesie, gerade als ich kam, eine Art Hiatus darin entdeckt, der ihr Ohr beleidigte und den man durchaus tilgen mußte. Der unglückliche Vers ward standirt und gedreht und gemißhandelt nach allen Seiten. Der verständige Verfasser gab seinen Vers ganz auf, hielt aber den Gedanken fest, seine Freunde thaten dies noch mehr, der diabolische Vers aber war nicht zu ändern; man zerbrach sich den Kopf, der Hiatus kam immer wieder. — Es war aber gar kein Hiatus, es war nur ein leichter Fehler, der mit Ruhe und Besonnenheit ganz leicht zu tilgen war. „Halt, Sie gehören ja zum Handwerk“, fing der Capitain an, „sagen Sie uns doch, wie würden Sie diese Verse machen?“ — „Sicherlich werde ich es nicht so gut machen, wie Sie Capitain, doch sehen Sie einmal, geht der Vers so?“ — In der That hatte ich den Hiatus zerstört, der gar kein Hiatus war. Man kann sich denken, was für Danksgungen und bezügliche Händedrucke folgten. Auf der Stelle wird das Quatrain in die Stadt geschickt und kommt auf einer hübschen weißen Leinwand gedruckt zurück. So lebt sich's im Lager!

Des Abends war Theater im Schlosse. Die Versammlung im Schauspielfaule war natürlich glänzend. Um acht Uhr trat der König in seine Loge, die Herzogin im Arm. Da erst konnte man die junge Frau recht sehen. Sie war den ersten Tag die große Treppe so schnell hinaufgestiegen, sie war den zweiten Tag so viel umringt, und der Wald hatte sie so schnell vorüberfliegen sehen, daß man kaum etwas zu erzählen mußte von der Schönheit ihrer Taille, von ihrer stolzen, edlen Haltung, von der Farbe ihrer langen Haare, von dem Geist ihres Blicks und der Grazie ihres Lächelns. Als sie aber in der königlichen Loge erschien, an dem Ehrenplatz neben der Königin, zwischen den beiden Königen, begleitet von den alten Marschällen Frankreichs, da erhob sich das ganze Parterre der Generale und Capitaine, und die Logen mit ihren Damen, und die doppelten Gallerieen mit den jungen Unteroffizieren, um sie mit Enthusiasmus zu empfangen, sie zu betrachten und sich zu überzeugen, ob sie denn wirklich so schön wäre. Die junge Frau hat der allgemeinen Erwartung entsprochen. Sie hat die Versammlung begrüßt, und Jeder hat die große und schöne Gestalt sehen können mit der Taille einer Königin, der Anmuth eines Kindes und jenen halb-blonden Haaren, die sich schon der Bräuntenfarbe nähern; ihr Auge ist blau, aber voll Geist und Feuer; ihr Kopf ist klein, wie ihre Hand; nicht die Reife und die Sonne, nicht die Ermüdung und so viel verschiedene Gemüthsbewegungen haben die ruhige Weiße ihres Teints verändern können. Mitten in dieser ungewohnten Größe, an diesem Hof, der kein Hof ist unter diesen bedeutenden Umgebungen, fühlt sich die junge Fürstin recht wohl, so viel Fassung weiß sie zu bewahren in ihrer Hingebung, so viel Bescheidenheit bei den Ehrenbezeugungen, mit denen man sie überhäuft. Ihre Stimme ist wohlklingend und voll von jener sanften Deutschen Maiveter; sie grüßt, sie hört, sie betrachtet Alles, sie versteht alle Dinge; man fühlt es, schon wenn man sie ansieht, wie gerührt, wie glücklich sie ist; man freut sich über ihre Jugend, über ihre

Schönheit, ihren Geist, ihre sanfte Stimme und ihr schönes Französisch; man freut sich über Alles, selbst über ihre eigene Freude.

Mlle. Mars spielte in den „Fausses Confidences“ und in der „Gageure imprévue.“ Das Parterre hätte still all diesen Witz von Marivaux, und da dies Parterre zum großen Theil aus Offizieren der National-Garde, aus Wählern und Eigenthümern bestand und in dieser dreifachen Eigenschaft die Hauptmasse des Repräsentativ-Staats bildete, so kam es mir vor, als ob dies Parterre jene Intrigue aus dem vorigen Jahrhundert nicht recht goutiren wolle; dieser Bediente Dubois, der die ganze Komödie leitet, schien dem Parterre ein schlechter Schurke; die Madame Argante hielt es für eine übermüthige Baronin, die von der constitutionellen Charte nichts wußte, besonders aber verstand es den Dorante nicht, jenen jungen Mann von hübschem Aussehen und guter Familie, der Advokat werden konnte und sich dazu verstand, Aramintens Intendant zu seyn und seiner Magd Norton den Hof zu machen. Die alten plebejischen Vorurtheile dieses Bürger-Parterres fühlten sich etwas empört; in diesem feinen Gemälde der Sitten des vorigen Jahrhunderts, in dieser graziösen Eleganz sah es nur die Verachtung für den Tiers-Etat. Zum Glück ändert sich die Scene nach den ersten Demüthigungen Dorante's und den ersten Ausgelassenheiten der Madame Argante; Letztere wird von Dubois getäuscht und verspottet; Dorante heirathet Araminthe, seine schöne Geliebte; der Graf, Aramintens Liebhaber, wird vom Neffen des Procurators geschlagen. Für den Tiers-Etat ist die Genugthuung vollständig, und da Marivaux noch von Mlle. Mars unterstützt ward, so würde dieses anfangs so kalte Parterre mit den Händen geklatscht haben, wenn es ihm der Respekt erlaubt hätte.

Von Zeit zu Zeit wandten die mit dem Schauspiel vertrauteren Zuschauer den Kopf nach der Prinzessin aus Deutschland, welche so aufmerksam auf Marivaux's Sprache horchte, auf jene eigenthümliche Sprache, die nur einen Tag in einigen Pariser Salons gesprochen wurde von einigen jungen Männern und Damen, die zu 25 Jahren gestorben sind, am Ende eines Jahrhunderts und einer Gesellschaft, die der Blitz getroffen. Fast ist es wunderbar, daß die Sprache Marivaux's so viele Stürme überstand, und daß sie von einer Fremden verstanden wird, die nicht einmal Paris berührt, die nur noch Deputirte, Pairs, Generale und Soldaten gesehen und erst seit drei Tagen in Frankreich verweilt.

In den Zwischen-Acten rief man: Vive le Roi! Man nahm Sorbet und Eis, das in reicher Menge umberging; man hörte die kriegerisch kräftige Harmonie der Klarinetten und Trompeten; man besaßte den Diplomaten, Nestor Talleyrand in seiner unerhöchlichen Figur, mit dem durchbohrenden Blick; ach, was hätte dieser Greis für schöne Geschichten erzählen können von demselben Schauspiel-Saal, wo er so viel Größe in so verschiedenem Aufzuge gesehen! Doch er saß unbeweglich und fast unzugänglich für Alles, was um ihn vorging. Gewiß, er hätte den ganzen Marivaux und das ganze Nationalgardien-Parterre hingegeben für eine gute Weiß-Partie. Er hat mit ungewöhnlicher Kraft die Strapazen dieser Feste bis ans Ende ausgehalten. Als der König denselben Abend vor ihm vorbeiging, erhob sich Herr von Talleyrand, um ihn zu grüßen. — „Mein Fürst, bleiben Sie sitzen!“ rief der König. — „Sire“, antwortete Jener, „Talleyrand müßte gestorben seyn, wenn er nicht mehr vor Ihnen aufstände.“

Die jungen Herren und Damen bewunderten noch in einem Winkel des Orchesters Zuffus und den Kommandanten Allouard. Zuffus ist ein wahrer Araber von reinem Blut; er hat den kleinen Wuchs, den hohen, stolzen Kopf, die eisernen Glieder, die Beweglichkeit, die Grazie, die Kraft, den brennenden Blick und das dicke, schwarze Haar der Kenner seines Vaterlandes. Noch nie sah ich so viel Geist und wilden Troß zugleich in dem Antlitz eines jungen Mannes; sein stolzer Hals ist nackt, sein Haupt schmückt ein Kaschmir-Turban, sein langer Bart ist hübsch geläutert; er trägt ein orientalisches Kleid von grünem Tuch, mit goldenen Tressen besetzt, und über die Schultern einen schwarzen Mantel; an seinem Gürtel hängt der furchtbare Katagan; wenn er lächelt, zeigt er durch seinen Knebelbart die schönsten Zähne von Newfoundland. Französisch spricht er wie ein Schüler Voltaire's, d. h. mit tausend ironischen Formeln, die er, wer weiß wo, zusammengefunden hat; sein Blick, sein Accent ist voll Spott; auf der Brust trägt er das Offizier-Kreuz der Ehrenlegion. Er sah ziemlich verwundert aus, als er die Fausses Confidences und die Gageure imprévue hörte; er schien sagen zu wollen, gleich jener Spanierin bei einer Komödie von Lachaussee: „Sie lieben sich, sie sind allein, Niemand sieht sie; was für Zeit verlieren diese Menschen!“

Sein Gefährte, ebenfalls mit langem Bart, von etwas höherem Wuchs, ist der schöne junge Mann, Herr Allouard, der vor zwei Jahren der Stolz der Wettrennen von Chantilly und von dem Marsfelde war. Er wird nicht viel Mühe gehabt haben, ein Araber zu werden, denn er besaß schon ihre Kraft und Gewandtheit, ihren Geist und ihre Beweglichkeit; er schreitet ernst und gefest wie ein Pascha einher; dieser junge Mensch hat so ganz die Arabische Gravität angenommen, daß, wenn man sie Beide zusammen gehen sieht, Zuffus und Herrn Allouard, den Einen so lebendig, so unruhig, voller Witz und Spaß, den Anderen so ruhig, so ernst und zurückhaltend, man von Zuffus sagen könnte: das ist ein als Araber verkleideter Franzose, und von Allouard: das ist ein Araber, der mit einem Wischen mehr Lebhaftigkeit ein hübscher Französischer Capitain geworden wäre.

Den anderen Tag nahm ich Abschied von der Stadt, dem Schlosse, dem Lager, dem Walde und trug die unverwiltliche Erinnerung an jene drei schönen Juni-Tage mit, welche für Ludwig Philipp's Dynastie fast eben so wichtig sind, als die drei Juli-Tage.

Jules Janin.

Die Porzellan-Manufaktur von Sevres.

Ich gestehe, daß ich diese berühmte Manufaktur noch nie gesehen hatte. In der That, wie könnte man sich entschließen, eine Werkwürdigkeit zu sehen, die nur ein paar Schritte von Paris entfernt und dabei so leicht zugänglich ist? Der Pariser kennt wirklich keinen Ort schlechter, als seine Vaterstadt. Ich selbst muß bekennen, daß ich in Venedig, Rom, Florenz und Neapel — lauter Städte, die mein Fuß nie betrat — viel besser bewandert bin.

Erst vor kurzem habe ich Sevres entdeckt — es liegt zwischen Saint-Cloud und Versailles — und mein Erstaunen war grenzenlos! Bis dahin hatte dieser Ort meiner Phantasie nur unter der Benennung „Altes Sevres“ und „Japanisches Porzellan“ vorgeschwebt, und ich glaubte daher, Sevres sey ungefähr in der Gegend von China oder Japan zu suchen, und man mache dort nichts als Tassen, Pagoden u. dgl. m. Ich malte mir eine seltsame phantastische Gegend mit vergoldetem Grottenwerk, mit dicken blauen Nosen in dickbüchigen Vasen, mit rothen Säulen, grünen Nissen und Thürmen aus dem feinsten Porzellan aus; dazu gefellte ich noch apfelgrüne Löwen, Fischer in raffinen Kleidern und wohlbeleibte Mandarinen, die unter lackirtem Laubdache Thee schlürften oder Schwalben-Nester verzehrten.

Endlich — und zwar, wie bemerkt, erst vor wenigen Tagen — bestimmte mich der Wunsch, eine schöne Glas-Malerei des Herrn Ziegler mir anzusehen, zu einer Expedition nach jenem glückseligen Lande. Ich machte vorerst mein Testament und ging dann mühsig an Bord eines Kabriolets.

Nachdem ich, wie Odysseus, „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erfahren“, flochte mit einemmale das Räderwerk meines Fahrzeuges, und mein Palinurus bedeutete mir, daß wir bereits in Sevres angekommen seyen. Ich erhob die Augen zum Himmel und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß er nicht meergrün mit rosenfarbenen Wolken war, wie ich mir ihn vorgestellt hatte. Ein großes, grau angestrichenes Gebäude, in sehr einfachem Stil, präsentirte sich am Ende einer einfachen Allee und am Abhang eines bewaldeten Hügel — dies Gebäude war die Manufaktur selbst.

Es gehörte immer zu meinen Seltsamkeiten, daß ich meine Ideen von Städten nach ihrem berühmtesten Natur- oder Kunst-Produkt zusuchte. Als ich in Weßel ankam, wunderte ich mich, eine Stadt mit Häusern und Straßen zu erblicken; ich hatte eine ungeheure Schlüssel mit Weßeler Kehl erwartet. Von Weßeln glaubte ich, es müsse gesüßigt, wunderbar ausgezackelt und überhaupt so zugespitzt seyn, wie die Spitzen, denen es seinen Namen gegeben; Niemand erschien meinem geistigen Auge in der Gestalt einer hundertarmigen Austerfischerin, die mit fünfzig vermittelst silberner Ketten an ihre Hüften befestigten Messern stehender Austeröffner. Trotz mancher Täuschung dieser Art hatte ich mir doch auch Sevres in Form einer großen Tasse gedacht.

Der Anblick von Sevres hat viel Melancholisches: geräumige und stille Höfe, wo das Gras aus den Fugen der Pflastersteine hervortreibt, wie auf einer Wiese; Mauern, die ein grauer Schimmel mit großen Flecken eines gelblichen Mooßes überkleidet; düstere Schieferdächer; hohe Fenster mit kleinen Scheiben, von denen die meisten geschlossen sind; große Treppen, lange Korridore und überall eine nässliche Atmosphäre, wie man sie in Kirchen und öffentlichen Gebäuden anzutreffen pflegt.

Im ersten Stockwerk befindet sich eine Gallerie, wo alle erdenkliche Geschirre Waaren aufgestellt sind. Zwei anstoßende Säle enthalten die Modelle der verschiedenen Arbeiten, welche die Manufaktur liefert.

Nichts ist bunter als der Anblick aller dieser Geschirre und Favences-Arbeiten. Man sieht hier Suppen-Näpfe in Form eines Kobl- oder wilden Schweinekopfes — ungeheure Urnen, Wasser-Krüge mit Hippopotamus-Wäuchen, so tief und geräumig, daß die vierzig Räuber des Ali Baba sich bequem darin verstecken könnten — dann wieder sehr feine Vasen in Storch-Gestalt, mit langen und dünnen Hälften, die sich wie Zöpfe ausnehmen, welche still beschaulich auf der Spitze eines Minarets ruben. So interessant und sehenswert aber alle diese Gefäße und Krüge auch seyn mögen, giebt es in der erwähnten Gallerie doch noch etwas Anziehenderes für Kunstliebhaber — es sind dies die Studien und Skizzen von Desportes, dem großen Thierzeichner, auf Delpapier gemalt: der Löwe, der Tiger, die Fledermaus, die Gule, der wilde Eber, der Jagdbund, der Damwirsch — Alles froht von Lebensfrische, Alles ist mit vollendeter Meisterschaft ausgeführt. Welche Schärfe und Klugheit in dem Blick der Hunde! welche gespannte Aufmerksamkeit in ihrer ganzen Stellung! Wie gründlich hat der Künstler das Thier studiren müssen, um diesen Grad von Natur-Wahrheit zu erreichen!

Die Modelle von Tafel-Geschirre bilden eine Sammlung, die sich auf ungefähr 1700 Stück beläuft; wir erkennen an den kleinen Figürchen derselben das Zeitalter Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger, so wie der Revolution und der Kaiserzeit.

Den mittleren Raum der Säle nehmen Etruskische, Aegyptische, Indische, Merikanische, Afrikanische Vasen ein; besonders fesselten meine Aufmerksamkeit: eine antike Merikanische Vase aus rother Erde von großer Dimension und edelster Einfalt, und ein Tafel-Aussatz, der für Bonaparte gemacht war, als dieser aus Aegypten zurückkehrte. Die Idee ist vollkommen grotesk; man denke sich eine Wiederherstellung des Tempels von Karnak mit den beiden Obeliskten und den Sphinxen am Eingang — nach der Aegyptischen Expedition kamen die Sphinxen, die Anubis und Osiris in ganzen Schwärmen auf französischen Boden und verunzierten allen Hausrath.

(Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Marmier in Dänemark. Herr Kav. Marmier, den wir im vorigen Monate als einen alten Bekannten in Berlin begrüßten, ist von hier mit wissenschaftlichen Aufträgen der Französischen Regierung nach Kopenhagen gereist, von wo er bereits drei oder vier literarische Berichte nach Paris hat gelangen lassen, die in dortigen Journalen abgedruckt sind. Herr Marmier besitzt vor Allem das Talent einer rapiden Auffassung, einer Auffassung, die allerdings mehr das Aeußerliche berührt, als in die Tiefen eindringt, die aber vollkommen genügt, wo es sich noch um die erste Kenntniß fremder literarischer Zustände handelt, wie die Dänischen es für die heutigen Franzosen sind. Nachdem Herr Marmier im vorigen Jahre die Expedition zur Auffindung der „Lilloise“ nach Island begleitet und als Frucht dieser Reise seine „Lettres sur l'Islande“ herausgegeben hatte, glaubte er, das Feld, das er hier kennen gelernt, die Nordische Mythologie, die alte Edda und die Skandinavischen Sprachen, auch weiter anbauen und die Lernbegierde seiner in der neueren Zeit für die literarischen Schätze des Auslandes immer empfänglicher gewordenen Landsleute befriedigen zu müssen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, damals noch Herr Guizot, kam ihm mit dem Austrage entgegen, über die Schulen und das Unterrichtswesen in Dänemark und Schweden Belehrungen einzuziehen und darüber zu berichten. Der Nachfolger Guizot's, Herr von Salvandy, bestätigte seines gelehrten Vorgängers im Interesse der Wissenschaft gegebenen Auftrag, und so kommt es denn, daß Herr Marmier, den wir bei seinem früheren wiederholten Aufenthalt in Berlin als einen strebenden und seines Zieles noch ungewissen Literaten kennen gelernt hatten, jetzt mit einer Art offiziellem Charakter und mit einer ähnlichen wissenschaftlichen Mission, wie sie Herr Cousin in Deutschland und Holland gehabt, in Dänemark sich befindet. Von Hamburg aus hat er das Pariser Publikum zuerst mit Ludwigslust bekannt gemacht, das ihm zufällig auf der Reise von Berlin nach der reichen Hansestadt begegnet ist. Ludwigslust war damals eben durch die in Fontainebleau eingetroffene Prinzessin Helene interessant geworden. Eine günstigere Gelegenheit konnte also gar nicht kommen, um von den einsamen Buchengängen, den lieblichen Gewässern und dem romantischen Schlosse in Ludwigslust, „das wie eine grüne Dase in dem sandigen Mecklenburg daliegt“, zu erzählen. Herr Marmier liebt es, die Dinge in einem etwas poetischen Gewande anzusehen; daher liebt er auch eben eine Dänische Idylle, als er die Ebene vor Ludwigslust passiert, und findet eine merkwürdige Harmonie zwischen diesem Theile von Deutschland und den Gemälden des Skandinavischen Dichters. Hamburg mit seinem Jungfernsitz und seinen lachenden Elb-Ufern giebt dem Reisenden natürlich ebenfalls zu poetischer Entzückung Anlaß, doch unterläßt er andererseits auch nicht, auf die gegen die häufigen Ueberschwemmungen ungeschützten Kellerwohnungen der Armen, auf den Hafen, der, obwohl der besuchteste in Deutschland und der Sammelplatz aller Nationen, doch, wie selbst nicht der kleinste in Frankreich, ohne alle Constructionen zur Erleichterung der Schiffahrt und selbst ohne alle Docks für den jährlich sich mehr ausbreitenden Handel gelassen werde, so wie endlich auf den in Hamburg mehr als irgendwo in Nord-Deutschland mangelnden Sinn für die höheren Interessen des geistigen Lebens, mit gebarnigten Worten, wie wir sie von diesem Schriftsteller außerdem nur noch in München vernommen haben, hinzuweisen. Dittensen und die Grabstätte Klopstock's röhren ihn indessen mit der Hanseatischen Poesielosigkeit wieder aus. Durch die äppigen Tristen Holstein's begiebt er sich nach Kiel, und von hier aus starrt er den ersten Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts ab. Es ist von dem Berichterstatter zwar ein arger Verstoß, wenn er dem Minister erzählt, daß auch das Herzogthum Schleswig zu Deutschland gehöre, allein diese Art geographischer Irrthümer sind einmal einem Französischen Reisenden ganz unvermeidlich. Weniger zu erklären ist es jedoch, wenn Herr Marmier behauptet, daß den Deutschen Holsteinern die Erlernung des Dänischen viel leichter sey, als den zum größten Theil Flämischen Belgiern die Erlernung des Holländischen gewesen. Das Flämische und das Holländische sind bekanntlich bis auf einige Provinzialismen und unbedeutende Abweichungen in der Accentuirung und Schreibung ganz identisch, wie sich denn auch beide als Niederdeutsche taal (Flam. tael, aber eben so wie jenes ausgesprochen) d. h. als Niederdeutsche Sprache bezeichnen. Das Dänische und das Deutsche dagegen, obwohl Töchter derselben Mutter, sind sich doch keinesweges so ähnlich, wie etwa das Deutsche und das Holländische, die sich zu einander wie Schriftsprache und Patois verhalten — ein Verhältnis, das von unserer Sprache auf die Skandinavischen durchaus nicht angewendet werden kann. Herr Marmier muß ja wohl auch selbst die Erfahrung gemacht haben, daß er bei aller seiner Kenntniß des Deutschen doch noch kein Dänisch verstanden, wenn ihm auch das Eine eine Stufe zu dem Andern geworden ist. Wir sind freilich weit entfernt, den Widerwillen, den die Kieler Studenten gegen Erlernung des Dänischen haben, rechtfertigen zu wollen, denn jede tiefere Kenntniß eines fremden Idioms, besonders eines literarisch gebildeten, kann unserer Einsicht und der Bildung unserer Muttersprache förderlich werden, aber wir können doch noch viel weniger die Verwunderung des Herrn Marmier theilen, der in seinem plötzlichen Enthusiasmus für Dehlenschläger die kindliche Vorliebe der Holsteiner für ihr angeborenes Deutsch nicht begreifen mag. Uebrigens aber ist das, was Herr Marmier von der Universität Kiel berichtet, recht übersichtlich und belebend. Eben so wird man auch seine Darstellungen Dehlenschläger's (auf die wir vielleicht später noch zurückkommen) mit großem Interesse lesen, wiewohl kein Deutscher die von Herrn M. gewagte Zusammenstellung des Dänischen Dichters mit Schiller und Goethe unterschreiben wird.